

Programmbereich Kultur / Kunst und Kulturjournalismus
Redaktion: Ulrich Kühn

Sendung am: 01.10.2022
13.05 – 13.15 Uhr

GEDANKEN ZUR ZEIT

An der Grenze zur Selbstabschaffung?

**Warum gute Absichten nicht Sinn und der Zweck der Kunst
sind**

Von Hanno Rauterberg

NDRkultur

**GEDANKEN
ZUR ZEIT**

sonnabends

13.05 – 13.15 Uhr

Spr. An- und Abmoderation: Ulrich Kühn
Manuskript und Sprechen: Hanno Rauterberg

**Telefon:
0511 / 988-2321**

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z. B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Anmoderation:

Was ist eigentlich der Zweck der Kunst? Einfach nur ihre Schönheit oder faszinierende Hässlichkeit? Oder besteht dieser Zweck in grenzenloser Selbstverwirklichung von Genies, über deren Einzigartigkeit wir staunen dürfen? Oder, noch einmal anders: Sind es vielleicht die hehren Ziele einer Gesellschaft im Wandel, denen die Kunst dienen sollte? Andererseits, und das wäre doch ein wichtiger Einwand: Muss sich denn Kunst überhaupt auf irgendeinen Zweck beziehen lassen? Immerhin ist ihre Freiheit im Grundgesetz verankert. Und zwar mit besten Gründen.

Nicht erst die entgleiste Documenta hat vorgeführt, dass beim Thema Kunst etwas gründlich im Wandel ist. Das schöpferische Ich, die Autonomie der Kunst, solche Werte sind nicht mehr unangefochten. Neuerdings richten sich die Erwartungen auf so etwas wie Harmonisierung durch Kunst, auf den Einklang der Kunst mit ethischen Zielen oder als gut deklarierten Absichten. Unproblematisch ist das nicht: Wo Kunst anfängt, sich in den Dienst der Gesellschaft zu stellen oder stellen zu lassen, da könnte es schwer werden, ihre Eigenständigkeit und Freiheit zu behaupten. Der Journalist, Kunstkritiker und Buchautor Hanno Rauterberg ist stellvertretender Feuilletonchef der Wochenzeitung DIE ZEIT. Und er zumindest sieht die aktuelle Entwicklung kritisch:

Beitrag:

Marina Abramovic zum Beispiel. Marina Abramovic, eine der bekanntesten Künstlerinnen überhaupt, galt vor einigen Jahren noch als ausgemachter Bürgerschreck. Oder sagt man Bürgerschreckin? Jedenfalls legte sie größten Wert darauf, möglichst radikal aufzutreten, schonungslos gegen alle und vor allem gegen sich selbst. Für ihre Performance-Kunst riss sie sich die Haare aus oder ließ sich den Bauch aufschlitzen, schrie, so laut und so lange, bis sie fast zusammenbrach. Das war vor 30, 40 Jahren. Heute hingegen scheint Abramovic wie ausgewechselt: Nicht das Aufstören und Irritieren, die Grenzüberschreitung, sondern die Befriedung ist jetzt ihr Ziel. Ihre Performances folgen den Prinzipien der Achtsamkeit, Reiskörnerzählen, Langsamgehen, solche Dinge. Und nicht Gebrüll, sondern stundenlanges Schweigen gilt ihr jetzt als höchste Kunst.

Diese Verwandlung ist durchaus typisch für das, was sich in der Kunstwelt als ganzer gerade abspielt, fast möchte man es eine Zeitenwende nennen: Lange verstanden sich die meisten Künstlerinnen und Künstler als Ausnahmegestalten, spezialisiert auf Provokation und Schock, auf Zumutungen jeglicher Art. Nun jedoch verfolgen viele, sehr viele ein anderes Ziel: Sie wollen hilfreich sein, konstruktiv, manche verstehen sich als Medium einer besonderen, künstlerischen Heilkraft.

So schlugen drei von ihnen, Mithu Sanyal, Dmitrij Kapitelman und Simone Buchholz zu Beginn dieses Jahres vor, der Deutsche Bundestag solle einen Parlamentsdichter engagieren, wohldotiert, ausgestattet mit eigenem Büro. Schließlich könne die Kunst, könnten die Dichter und Dichterinnen dazu beitragen, "nicht nur die Mitte Europas, sondern am besten den ganzen Kontinent zu einem friedlicheren, gerechteren, klimarettenden Ort" zu machen.

Friedlich, gerecht, klimarettend – nicht zufällig hört sich das nach dem an, was sich auch die gerade beendete Documenta in Kassel für diesen Sommer vorgenommen hatte. Bekanntlich kam es dann deutlich anders als gedacht: Was als eine Feier der Einvernehmlichkeit, als Friedens- und Freundschaftsfest geplant war, endete als verbitterter Antisemitismus-Streit, als Skandal-Documenta. Wie gesagt: unabsichtlich. Nicht Provokation, sondern Harmonie stand eigentlich auf dem Programm. Und auch hier sollte die Kunst ihre Nützlichkeit unter Beweis stellen, weltverbessernd und stets lösungsorientiert. Aus den Besuchern sollten Benutzer werden, Benutzer einer nützlichen Kunst.

Und warum auch nicht. Ist es nicht gut und schön, dass Künstlerinnen und Künstler nicht länger nur um sich selbst kreisen, egomanisch, asozial? Dass sie in einer an Krisen und Kriegen nun wirklich nicht armen Welt eine hilfreich-aufbauende Rolle übernehmen? Was sollte verkehrt daran sein, dass sich die Ästhetik ethischen Zielen verpflichtet? Nun, verkehrt ist es nicht. Doch bleibt dieser Rollenwechsel auch nicht folgenlos, ganz im Gegenteil. Meine Beobachtung: Je öfter die Kunst in einem sozialen Sinn als nützlich gelten möchte, desto schwieriger wird es für sie, ihre Freiheit zu behaupten. Eine Freiheit, für die jahrhundertlang gestritten wurde, die vom Grundgesetz garantiert wird – und die sich jetzt, kaum merklich, zu verabschieden beginnt.

Natürlich, niemand hat das Grundgesetz geändert: Die Kunst ist frei, so steht es da nach wie vor und niemand wird es infrage stellen. Sollte man jedenfalls denken. Doch zu Beginn der

Documenta – ein bemerkenswerter, bislang viel zu wenig diskutierter Vorgang – trat der Bundespräsident auf, Frank-Walter Steinmeier, hielt die Eröffnungsrede und setzte kurzerhand der Kunstfreiheit eindeutige Grenzen. Liebe Künstlerinnen und Künstler, sagte er sinngemäß, ist schon in Ordnung, dass ihr gelegentlich mal kritisch seid, auch in Sachen Israel. Aber wo die Kritik umschlägt in eine Infragestellung der Existenz dieses Staates, da ist Schluss mit lustig, da hat die Kunstfreiheit ihre Grenze erreicht.

Inhaltlich kann man diese Warnung gewiss nachvollziehen, zugleich aber war der Vorgang selbst eine Grenzüberschreitung. Es steht der Politik schlicht nicht zu, die Grenzen der Kunst zu definieren, es steht ihr nicht zu, von Künstlerinnen und Künstlern, auch von ausländischen, zu verlangen, sich an die deutsche Staatsräson zu halten. Wenn überhaupt, tun dies Gerichte. Sie entscheiden, was die Kunst darf und was nicht. Dass sich Steinmeier an diese eigentlich klare Gewaltenteilung nicht hielt, darf man durchaus beunruhigend finden. Hier zeigt sich auf symptomatische Weise, wie es um den Status der Kunstfreiheit gerade steht. Nämlich nicht besonders gut.

Wie es dazu kommt? Es liegt daran, dass sich die neuen Milden, die sozialpolitisch engagierten Künstlerinnen und Künstler, bestenfalls am Rande für ihre Freiheit, nicht für ihre Autonomie interessieren. Ihre Kunst soll nicht aus sich heraus wertvoll sein, sondern ihren Wert in der gesellschaftlichen Wirklichkeit erwirtschaften. Das heißt: Sie machen sich abhängig. Sie setzen sich ein klar definiertes Ziel – etwa die Unterstützung von Obdachlosen oder die Aufforstung einer Stadtbrache – und also werden sie auch daran gemessen, ob sie dieses Ziel erreichen. Sie gehorchen einer Leistungslogik, die einer freien Kunst fremd sein muss.

Eine freie Kunst versteht sich als Spiel, das eigenen Regeln folgt, ohne Auftrag, gelöst von allen Sinn- und Wertezwängen. Nun aber wird die freie Kunst unfrei, von zahlreichen Künstlerinnen und Künstlern verzweckt. Mit der Folge, dass nun manchmal geradezu von ihr erwartet wird, sie solle dem Gemeinwohl dienen. In den USA zum Beispiel wies die Bundeskunststiftung, das National Endowment for the Arts, stolz darauf hin, dass die Kunst längst nicht mehr nur auf dem symbolischen Terrain agiere. Etliche Künstler nähmen sich gefährdeter Jugendlicher an, kümmerten sich um Verbrechensvorbeugung, arbeiteten mit Analphabeten, Aids-Kranken oder Obdachlosen. In Großbritannien wird die Kunstförderung bereits auf ihre kompensatorische Wirkung hin geprüft: Wird die Kunst auch sozial wirksam, in Selbsthilfegruppen oder Umweltprojekten?

Man sieht schon: die Kunst wird abhängig, ihre Freiheit zählt nicht mehr wirklich. Was zählt, sind ihre sozioökonomischen Erfolge. Und bleiben die aus, gibt es kein Geld. So beraubt sich eine auf Harmonie und Heilung bedachte Kunst auf mittlere Sicht ihrer eigenen Spielräume. Sie will vereinnahmt werden, und sie wird vereinnahmt. Und im Zweifel vom Bundespräsidenten zurechtgewiesen, wenn sie doch mal querschießt und nicht so wohlgesinnt auftritt, wie viele es unterdessen von ihr erwarten.

Heißt das nun, die Kunst muss sich beschränken? Soll sich nicht länger einmischen, sich vielmehr zurückziehen aus der politischen, sozialen Arbeit?

Wenn es den Künstlerinnen und Künstlern tatsächlich nur darum geht, auf aktivistische Weise die Welt besser zu machen, für das Gute zu streiten und alle Ambivalenzen auszublenden, dann stellt sich für mich schon die Frage, warum sie nicht einer NGO oder einer Partei beitreten oder eine Bürgerinitiative gründen. Warum müssen sie ihrer Arbeit, die ja unbedingt wertvoll sein kann, zusätzlich noch das große Wort Kunst überstülpen? Nur weil es so verheißungsvoll funkelt?

Doch heißt das für mich im Umkehrschluss keineswegs, dass sich Künstlerinnen und Künstler nun aus allen weltlichen Dingen heraushalten sollten. Ja, Kunst kann politisch sein. Sie war es, wenn man genauer hinschaut, auch immer schon. Nur eben auf eine andere, eine eher verwickelte Weise. Sie ist nicht dadurch politisch, dass sie politische Botschaften unters Volk bringt; das kann die Werbung ja ohnehin viel besser. Sie ist es, indem sie uns, dem Publikum, einen Freiraum öffnet. Einen Raum, in dem wir die Dinge, auch die verwickelten, gelöster betrachten können, in dem wir neu nachdenken, auch das Abgründige mancher Fragen offen in den Blick nehmen. Es können Momente der Reflektion sein, auch des Erschreckens, der Hilf-, der Ratlosigkeit, nicht aber der Belehrung oder Bekehrung. Kunst ist keine Realpolitik, sie ist Irrealpolitik, in ihr gehen wir auf Abstand, zu uns selbst und zur Welt. Und gerade deswegen kann die Kunst eine politische Funktion besitzen: weil sie uns der üblichen Zwänge enthebt und – hoffentlich – wieder freier sehen lässt. Dafür aber braucht es unbedingt die Autonomie, dafür braucht es die Freiheit der Kunst. Nur wenn sie auf Abstand bleibt, kann sie uns Abstand gewähren. Sie hingegen einem kalten Nutzwertdenken zu opfern, das Museum in eine Sozial- und Hilfsstation zu verwandeln, führt nirgendwohin. Nur in die Verzweckung der Kunst und damit früher oder später in ihre Selbstabschaffung.